

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1955

4 (1955)

UNSERE HEIMAT

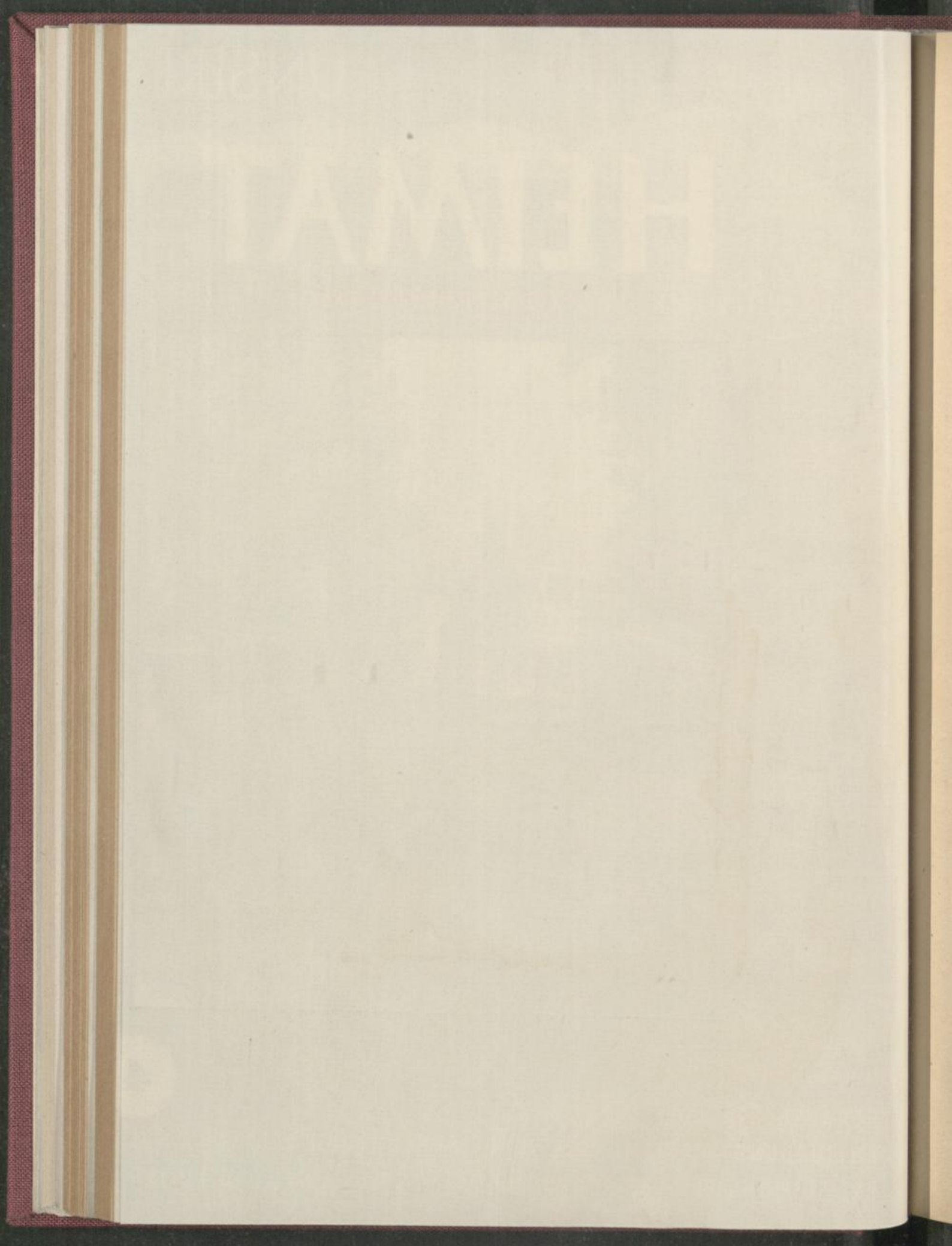
AUS DEM KULTURLEBEN UND DER GESCHICHTE DES KREISES PERLEBERG



HERAUSGEBER:

KULTURBUND ZUR DEMOKRATISCHEN ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS
KREISLEITUNG PERLEBERG UND RAT DES KREISES ABTEILUNG KULTUR

4



ULRICH KOMM

Sonett an einen Sommermorgen

*Das Dunkel flieht. Am fernen Himmelsrand
entzündet sich der erste Wolkensaum.*

Des Frühlichts Silber schwebt im Raum.

Im Wiesengrund zerfließt das Nebelband.

*Die ersten Sänger sind erwacht vom Traum;
der Gräser Tau wird bald zum Diamant,
und mählich aus dem nächtlich-blauen Samt
taucht grün und golden wieder Busch und Baum.*

*Ein Rotwildrudel zieht zu Holz, ein Reh
ast noch allein, vertraut und ohne Scheu,
und eine Hummel brummelt überm Klee.*

*Die Sonne steigt. Den wurz'gen Duft von Heu
trägt über's Land ein leiser Hauch. Seit je
die gleiche Symphonie — und ewig neu.*

Die Schwärmer in und um Cumlosen

Jeder, der mit der Natur verbunden ist, wird schon einmal die Raupe mit dem Schwanzhorn gesehen haben. Viele kennen die Ackerwinde, das Labkraut, die Wolfsmilch, den Phlox, ganz gewiß aber die Pappel, die Linde, die Kiefer, einige wohl auch unsere Ligusterhecke. In und um Cumlosen finden wir vieles. Nach diesen Pflanzen, Sträuchern und Bäumen haben die Schwärmer ihren Namen. So kennzeichnen wir unsern Labkrautschwärmer (*Deilephila galii*), den Windenschwärmer (*Protoparce convolvuli*) und den Kieferschwärmer (*Hyloicus pinastri*). Die vorgenannten Schwärmer und ihre Verwandten, wie Pappel-, Linden- und Wolfsmilchschwärmer, sind ausgezeichnete Flieger, die sich nicht auf die Blumen setzen, sondern ähnlich wie die Kolibris vor der Blüte schweben und mit ihrem langen Rüssel den Nektar herausholen. Bei meinen abendlichen Spaziergängen habe ich sie oft beobachten können. Ganz besonders bei den feuchten, gewitterschwülen Abenden konnte ich die schlanken, schnellen Schwärmer mit den kraftvollen Flügeln bei der heutigen Zentralschule und am Schwartauer Berg am Seifenkraut vorfinden. Mit großer Geschwindigkeit kamen sie in der Dämmerung angeschossen, blieben in der Luft fest vor dem Nektarbecher stehen und nahmen mit dem Rüssel mühelos den süßen Saft. Im Monat April bekam ich das Abendpfauenaug, im Mai den Ligusterschwärmer und Anfang August den Kieferschwärmer und den Mittleren Weinschwärmer zu Gesicht. Am Schwartauer Berg und am Gurkenberg in dem Seifenkraut waren es besonders die Kiefern- und Weinschwärmer. Ich fand diese prächtigen Schwärmer, mit dem dichten weichhaarigen Pelz, hauptsächlich an den sogenannten Nachtblühern und -duftern, wie Königskerze, Geißblatt, Seifenkraut.

Heute ist so ein warmer, feuchtschwüler Abend. Von fern hört man ein leichtes Grummeln. Ein Gewitter ist im Anzuge. Dunkle Wolken ziehen herauf. Einzelne Tropfen fallen. Ein schwerer, süßlicher Duft von dem wilden Geißblatt liegt in der Luft. Eben fliegt ein Tannepfeil oder Kieferschwärmer (*Hyloicus pinastri*) daher, hält plötzlich schwebend vor der eigenartigen subtropischen Blüte des „Jelängerjeliebers“ an dem sagenumwobenen Schwartauer Berg, „dat is de Eck, wo noch hüt de Ritter ohne Kopp ümgeiht“, senkt seinen Rüssel hinein, saugt vor meinen Augen alle Blüten derselben Pflanze und schießt mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und Sicherheit weiter. Unter allen unseren Schwärmern trägt der



Tannenpfeil das einfachste Kleid. Er hat wohl den schönsten schlanken Bau der Schwärmer. Der kegelförmige Hinterleib mit der schwarzen Mittellinie und den grauschwarz und weißlich geringelten Seiten ragt weit über den hinteren Flügelrand hinaus. Doch gerade diese Prunklosigkeit hebt die Formschönheit sehr hervor.

Im Herbst finden wir die Puppe dieses Schwärmers in einem Mooslager in nächster Nähe des Kiefernstammes. Man erkennt diese Puppe an ihrer stattlichen Größe, an ihrem dicken, stark vortretenden Rüsselwulste.

Ich möchte an dieser Stelle nicht vergessen, daß wir unter diesen Schmetterlingen nicht nur Dämmerungs- und Nachtflieger finden, sondern auch Tagflieger, so das Taubenschwänzchen (*Macroglossa stellatarium*), den Hummelchwärmer (*Hemaris*) und den Nachtkerzenschwärmer (*Pterogon proserpina*) beobachten können. Das Taubenschwänzchen beobachtete ich im schönsten Sonnenschein an der blühenden Tabakstaude.

Der Lindenschwärmer (*Dilina tiliae*), der als Cumloser Bewohner meinen Kasten zielt und in nächster Zeit seinen Einzug in unsere Heimatstube halten wird, gehört zu den zierlichsten seiner Sippe. Die Färbung des Falters ist sehr veränderlich. Die Flügel haben gebuchtete Ränder, und ihre Grundfarbe wechselt von grünlich grau oder gelbbraun bis dunkelbraun. Immer sind die Schulterdecken dunkler als die weichhaarige Brust, und über die Vorderflügel zieht eine olivgrüne bis dunkelbraune Binde. Er ist einer unserer schönsten Schwärmer. Dieser wundervolle Farbensmelz, bestehend aus kleinsten Duftschuppen, hat für diesen Schwärmer eine besondere Aufgabe, denn er ermöglicht, daß die Artgenossen in der Dämmerung einander erkennen.

Die Leistungen unserer größten Schwärmer ist erstaunlich. Die Schwärmer, wie Totenkopf, Winden- und Oleanderschwärmer, wandern in warmen Sommertagen von Afrika bis zur Ostsee.

All' diese prächtigen Falter, die wir auch mit Sphingiden bezeichnen, finden wir in absehbarer Zeit in unserer Heimatstube, sie sollen mit den Naturdokumenten aus der Cumloser Dorfgemarkung lebendiges Interesse für Naturbeobachtungen im heimatlichen Gebiet wecken und fördern.

HANS KOCH

Wie man vor 50 Jahren in Groß-Breesse Hochzeit feierte

Ja, also angefangen hatte es im Staff. Das war so. Am Sonntagabend trafen sich im Winter die jungen Mädchen des Dorfes in einem Bauernhause mit ihren Handarbeiten. Die Eltern der Gastgeberin hatten natürlich das Feld geräumt, denn das junge Volk wollte doch alleine sein. So gegen 22 Uhr stellten sich dann auch die Jungbauern ein. Sie hatten im Dorfkrug gekegelt oder Karten gespielt und kamen nun als ungeladene, aber erwartete und gerngesehene Gäste. Nun war es aus mit den Handarbeiten, Pfänderspiele und andere Kurzweil ließen den Rest des Abends schnell vergehen. Und wenn gegen 23 Uhr „de Ollen“ nach Hause kamen, hatte jedes Mädchel seinen Nachhausebringer. Im Sommer bei schönem Wetter zogen die Mädchen untergehakt über die Dorfstraße und sangen die alten Volkslieder. Die

jungen Männer wetteiferten mit ihnen, denn Groß-Breese hatte um diese Zeit einen ansehnlichen Männergesangverein.

Aber je dunkler es wurde, um so mehr Zweigespanne zweigten auf Seitenwegen ab.

Manche schöne Erinnerung stammt aus solcher Jugendliebe, aber auch so manche glückliche Ehe wurde hier angebahnt.

Erst war er hinter ihr her, dann gingen sie zusammen, und dann fand die Verlobung statt.

Vorher hatten beide Elternpaare die Zukunft der jungen Leute genau festgelegt, wann dem Bräutigam der Hof verschrieben wurde und was für eine „Mitgift“ die Braut bekäme.

Und endlich, nach einer Brautzeit, die reichlich gefüllt war mit Besuchen bei Verwandten, deren Verwandtschaftsgrad mit einem Zentner Erbsen nicht zusammenzutrudeln ist, wie der Volksmund sagt, und deren Gegenbesuch, wurde die Hochzeit zugeschnitten.

Beide Elternpaare setzen sich zusammen und stellten eine lange Liste der beiderseitigen Verwandten, Nachbarn und Freunde auf, die eingeladen werden sollen. Aus dem Dorf wird sowieso jeder eingeladen. Bei der Festlegung des Hochzeitstages wurde streng darauf geachtet, daß das Fest bei zunehmendem Mond stattfand, damit sich das Gut mehre. Auch durfte es nicht der Hochzeitstag der Eltern sein, sonst hatte das junge Paar kein Glück. Auch bei der Auswahl der „Köstenbitter“ und „Brutdeerns“ wurde große Sorgfalt angewandt. Der nächsten Verwandtschaft stand diese Ehre zu. Wo Bruder oder Schwester fehlte, mußte Base oder Vetter an die Stelle treten. Der Köstenbitter der Braut und die Brutdeern des Bräutigams bildeten im Hochzeitszug den Anfang. Der Köstenbitter des Bräutigams und die Brutdeern der Braut das zweite Paar.

Und wie wichtig waren diese Ämter. Abendlang saßen die vier über einer langen Liste der unverheirateten Gäste und stellten die Paare zusammen. Manche stille Neigung sollte berücksichtigt werden, auch wollte man etwas Schicksal spielen, und manchmal wurde auch ein kleiner Racheakt bei der Zusammenstellung ausgeübt.

Endlich war es dann soweit, 14 Tage vor der Hochzeit begann man mit dem Einladen. Nicht mit den heute gebräuchlichen steifen Einladungskarten, sondern mündliche Einladungen wurden in poetischer Form vorgetragen. Auf geschmückten Pferden ritten die beiden Köstenbitter vor das Haus. Eine Schleife auf der Schulter, die beim Einladen rosa und beim Hochzeitstag weiß war, das Zeichen ihrer Würde, vom Köstenbitter der Braut auf

der rechten Schulter, von dem des Bräutigams auf der linken Schulter getragen und hohe Zylinderhüte schmückten sie selber.

Viele Einladungsverse gab es. Einer, dessen Dichter unbekannt ist und der nach Angaben von alten Leuten schon über 100 Jahre alt ist, sei hier wiedergegeben.

Köstenbitter der Braut:

„Denn nach sonderbarer Profedeutung und Schickung Gottes sind wir beide Personen ausgefertigt und abgesandt. Nicht allein von unsertwegen, sondern von Braut und Bräutigam ihretwegen, als von dem ehr- und tugend-samen Junggesellen (Name) ehelicher ältester Sohn dessen Vater Vollbauer (Kossät) (Name) mit seiner verlobten Braut (Name) eheliche und älteste Tochter des Vollbauern (Name). Diese beiden Personen haben sich Zusage und Verlöbniß soweit gehalten bis auf die Priesterliche Kopulation, deshalb lassen sie Euch und die Eurigen grüßen und bitten um eine wohlgerichte Ehe.

So dies geschieht, so geschieht es Gott zu Ehren, Vater und Mutter zu Ehren, Bruder und Schwester zu Ehren und der ganzen Freundschaft zum Wohlgefallen. Nach der priesterlichen Kopulation wollen wir wieder umkehren und in das hochzeitliche Haus einkehren und uns zu Tische setzen hoch und niedrig, so wie es die Gelegenheit gibt, und an Essen und Trinken fürlieb nehmen, so wie es der liebe Gott beschert hat.“

Köstenbitter des Bräutigams:

„Denn sofern er das seine verrichtet hat, habe ich noch eine kleine absonderliche Bitte an die Großen und an die Kleinen!

Sie sollen alle angenehm und gebetene Gäste sein;

sie sollen sich setzen bei den Tisch,

dabei sollen sie sein recht munter und frisch.

Wir wollen sie beschenken mit Bier und Brandwein,

dabei sollen sie recht lustig und fröhlich sein,

Habe ich meine Bitte nicht recht angebracht,

so hab' ich vielleicht an die Jungfern gedacht,

Gestern abend wollte ich studieren;

da taten mich die Mädchen fexieren.

Denn solche Bitten wollen Braut und Bräutigam nicht gerne untersagt haben. Denn was sie an Euch und den Eurigen tun können, wollen sie allezeit dienstwillig und bereit sein. Ihr werdet die Sache besser verstehn und wollt Euch fleißig einstellen!“

Hatten beide ihre Verse hergesagt, wurden Sie mit Branntwein oder mit selbstgemachtem Obstwein bewirtet und erhielten einen Taler Taschengeld.

Man kann sich vorstellen, daß bei der Einladung von 60 und mehr Familien, unsere beiden Köstenbitter dabei nicht an einem Tage fertig wurden und auch manchmal das treue Roß den Weg zum Stall alleine finden mußte. Doch auch diese Anstrengung ging vorüber.

So kam denn die Hochzeitswoche heran.

Am Dienstag begann das Anrichten.

Ein Rind und ein Schwein wurden geschlachtet. Die „Köksch“ leitete ein Heer von Helfern aus Verwandtschaft und Nachbarschaft an. Am Mittwoch wurde den ganzen Tag Kuchen gebacken, oft kam es dabei vor, daß man am Hochzeitstage feststellte, daß die Ameisen den flach auf den Hausboden gestellten Kuchen gefunden hatten. Am Donnerstag mußten eine Menge Hühner das Leben lassen, um zu Frikassee verarbeitet zu werden.

Am Mittwochabend versammelte sich die Dorfjugend zum Girlandenwinden. Viele Meter mußten angefertigt werden, um Hochzeitshaus, Kirchenportal und Kutschwagen zu schmücken. Arbeiten macht hungrig, und so wurde das junge Volk von der Braut mit Bohnenkaffee und frischem Kuchen bewirtet.

Dann kam der Donnerstag, der Polterabend. Das Hochzeitshaus wurde noch einmal zum Empfang der jungen Frau poliert.

Köstenbitter und Brutdeerns schmückten Kutschwagen und Pferde, und am Nachmittag fuhr der Bräutigam seine Braut abholen.

Noch einmal gab es im Hause der Braut Kaffee, und dann ging die Fahrt los, manche Träne der jungen Braut wurde tapfer unterdrückt.

Doch die Fahrt ging nicht so glatt vonstatten. Die Jugend des Dorfes stand an der Straße und hielt den Brautwagen durch gespannte Schnüre an. Durch Bonbons konnte man sich von der Schuljugend, durch einen Schluck aus der mitgeführten Weinflasche von der reiferen Jugend lösen.

Dabei durfte aber nicht etwa Schritt gefahren werden. Die kutschierenden Köstenbitter verstanden ihr Geschäft schon. Im scharfen Trabe fuhr man vor der nach dem Hofe zu gelegenen Haustür, der sogenannten Hintertür, vor. Denn eine Frau, die zur Vordertür ins Haus kommt, verläßt es bald wieder.

Die Schwester des Bräutigams half der Braut beim Aussteigen, als Zeichen, daß sie die neue Herrschaft in Küche und Haus anerkannte. Der Korb mit den Lösebonbons wurde für die Anrichter ausgeschüttet und die mitgeführte Weinflasche gemeinsam ausgetrunken.

Und dann kam der eigentliche Polterabend.

Im Hochzeitshause saß man mit Nachbarn und den nächsten Verwandten

freundlich beisammen, schmauste auf Vorschub, und dem jungen Paar wurden die besten Wünsche, teils sogar in poetischer Form ausgesprochen.

In einer eigens dazu bestimmten Stube begannen sich die Geschenke zu türmen.

Kein Wunder bei 300 Gästen. Es ist vorgekommen, daß man 18 Kaffeeservice geschenkt bekam.

Draußen tobte die Schuljugend. An einer alten Tür, die an einen Baum gelehnt worden war, zerschlug man defektes Porzellan und Steingut. Mit Glas zu poltern wäre unerhört gewesen, denn man wollte doch nicht das Glück des jungen Paares zerschneiden. Ab und zu wurden Sprechchöre laut:

„Brut un' Brüjam soll'n nich' läven, wenn se uns keen Koken gäven“, die erst verstummen, wenn die Schreier den Mund voll Streuselkuchen hatten, den die Braut verteilte.

Am nächsten Morgen war das junge Paar sehr zeitig dabei, die glückbringenden Scherben zu beseitigen, denn vor Sonnenaufgang mußte die Arbeit getan sein. Dann hieß es sich rüsten für den Gang aufs Standesamt. Schon sehr zeitig war die Musikkapelle eingetroffen. Der Choral „Lobet den Herren“ erklang für das Brautpaar. Nachdem sich die Musikanten, es waren manchmal bis zu 30 Stück, die Musikmeister Wedel aus Wittenberge schickte, bei einem kräftigen Frühstück gestärkt hatten, nahmen sie vor dem Hause Aufstellung und begrüßten die ankommenden Gäste mit frohen Melodien.

Auf geschmückten Kutschwagen mit den besten Pferden, die das nickelbeschlagene Kutschgeschirr trugen, trafen diese ein, wollten doch alle Bauern ihren Stolz, die schönen feurigen, selbstgezogenen, Brandenburgischen Warmblutpferde zeigen.

Die Köstenbitter hatten alle Hände voll zu tun, die Gäste zu begrüßen und ihnen ihre Absteigequartiere anzuweisen.

Auf dem Hof des Hochzeitshauses war ein großes Zelt aufgeschlagen, das die Brauerei in Wittenberge gerne zur Verfügung stellte, und hier gab es den ganzen Vormittag Frühstück, bestehend aus Bratwerk und Stuten.

Um 14 Uhr ging es unter dem Geläut der Kirchenglocken zur Trauung Vorneweg die Musik mit dem Choral „Jesu, geh voran.“ Dann die jungen Leute, geführt von den Köstenbittern. Es folgten die Brautleute, vor denen kleine Kinder aus der Verwandtschaft Blumen streuten, während andere die Schleppe des Brautkleides trugen. Den Schluß bildeten die Verheirateten.

Durch das Spalier der Jugend schritt das Brautpaar zum Kirchenportale, hier vom Pastor mit dem Eingangssegen begrüßt.

Die Orgel erfüllte das Kirchenschiff mit dem schönen Liede: „So nimm denn meine Hände“, unterstützt von dem Gesang der Festgemeinde. Nach vollzogener Trauung ging es mit flotter Marschmusik zum Festschmaus, der im großen Luftzelt stattfand.

Stunden dauerte die Tafel. Die Anrichter waren zu „Upwohern“ geworden. Nach einem Verdauungsspaziergang begann im Saale der Tanz. Drei Brauttänze eröffneten den Reigen, Walzer Polka, Rheinländer, und dann drehte sich alles im Kreise, Vater und Mutter wurden jung, und die Jugend staunte, oft wurde auch ein Bunter gespielt. Bis zum heutigen Tage können fast alle Groß-Breeser den Prignitztanz, „Tapetz“ genannt, tanzen. Ein besonderer Höhepunkt war der „Upwohrerdanz“. Ein Ehrentanz für die Helfer, die mit Musik aus der Küche abgeholt wurden.

Tanzen gibt Durst, und so wurden Mengen von Bier vertilgt. Damals war es Sitte, daß ganz wenig Schnaps getrunken wurde. Ab und zu wurde geschmaust. So kam Mitternacht heran, und die Brautleute mußten sich von ihrem Brautschmuck trennen.

Unter den Klängen des Liedes „Wir winden Dir den Jungfernkranz“ wurde der Kranz abgetanzt.

Die Mädchen bildeten einen Kreis um den Bräutigam, dem die Augen verbunden waren, er suchte sich davon eine aus, ebenfalls die Braut auf gleiche Weise von den jungen Männern.

Diese beiden bekamen nun den Kranz der Braut und den Strauß des Bräutigams, während dem Brautpaar Nachthauben aufgesetzt werden.

Bald zog sich das junge Paar dann zurück. Wenn die Feier sich ihrem Ende zuneigte, dann zog man zum „Brautwecken“ vor das Schlafstufenfenster der Neuvermählten und klopfte, bis der junge Ehemann mit einer Flasche Wein sich die Ruhe für die Brautnacht erkaufte hatte. Heiratete aber ein Bauer auf den Hof seiner Frau, so gab es am Sonntag nach der Hochzeit das „Burbier“. Alle Bauern kamen abends zu dem Dorfkrug, wo es ein Abendbrot und Freibier auf Kosten des Einheiratenden gab.

So kam es, daß man denn also drei Tage Hochzeit feierte.

Ja, auch in der Prignitz gilt das Wort:

„Saure Wochen, frohe Feste!“

Der Ginkgobaum

Es sei hier ein recht seltener Gast beschrieben, der u. a. im Schulgarten der Goethe-Oberschule Perleberg bescheiden, aber dennoch von Schülern und Lehrern unserer Schule nicht unbeachtet, sein Dasein fristet: Der Ginkgobaum.

Er mag sich vielleicht in seiner Umgebung nicht sehr wohl fühlen, zumal er weit und breit keinen Artgenossen findet und auch nur bedingt unseren klimatischen Bedingungen angepaßt ist. Trotzdem hat er in seiner etwa 50—60jährigen Lebenszeit alle Unbilden unseres Klimas gut überstanden, so daß wir uns besonders während der warmen Jahreszeit an dieser bei uns seltenen und interessanten Pflanze, die nahezu das Aussehen eines Birnbaumes hat, erfreuen können.

Der wissenschaftliche Name dieser Pflanze ist *Ginkgo biloba*. Der Gattungsnahme *Ginkgo* entstammt dem Japanischen und soll etwa die Bedeutung „Goldfruchtbaum“ tragen, während der Artnamen *biloba* dem Lateinischen entlehnt ist und mit „zweilappig“ übersetzt wird. Dem Namen nach müßte es also ein Baum mit goldenen Früchten und zweilappigen Blättern sein. Und so ist es auch.

In seiner Heimat Japan und China sind die gelben, fast pflaumenartigen Früchte dieser Pflanze sehr geschätzt. Aus den harten Samen wird ein gutes Speiseöl bereitet. Sie werden auch häufig geröstet und namentlich in Japan als verdauungsfördernde Nachspeise gegessen. Sowohl in Japan als auch in China gilt der Baum als heilig und wird vornehmlich in der Nähe von Tempeln und in Hainen angetroffen. Wegen der eigenartigen Blattform ist diese Pflanze das Symbol für Liebe und Freundschaft.

Durch zahlreiche Funde aus Ablagerungen vergangener Erdperioden konnte ermittelt werden, daß die nächsten Verwandten unseres heute lebenden Ginkgobaumes in der Jura-Kreide- und Tertiärformation (ca. 150 Millionen bis ca. 800 000 Jahre) in fast allen Gebieten der nördlichen Halbkugel verbreitet waren. Sie starben aber gegen Ende der Tertiärzeit aus, und geblieben ist nur die Art *Ginkgo biloba*, die sich seit nahezu 1 Million Jahren fast unverändert, gewissermaßen in ihrer Konstitution erstarrt, bis in

unsere Zeit erhalten hat. Derartige entwicklungsgeschichtlich alte Arten sind eine große Seltenheit.

Von größtem Interesse für die Verwandtschaftsforschung sind die Fortpflanzungsverhältnisse dieser alten Pflanzenart, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen werden soll. Es soll aber erwähnt sein, daß es in Europa selten gelingt, aus Samen Pflanzen zu ziehen. Bei uns in Perleberg wäre es ohnehin ein aussichtsloses Beginnen; denn die Pflanzen sind zweihäusig, und wir verfügen lediglich über eine „Jungfer“ *Ginkgo biloba*, die fern ihrer



Blätter und Frucht eines Ginkgobaumes
 $\frac{1}{2}$ nat. Größe

Heimat ein recht entsagungsvolles Leben zu führen verdammt ist Dennoch hadert sie nicht mit dem Schicksal, sondern entfaltet alljährlich im Mai, zunächst zaghaft, dann stürmisch ihre Blätter, um sie dann im Herbst wie unsere einheimischen Laubbäume abzuwerfen.

Diese Pflanzen wurden in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland eingeführt, und seitdem findet man sie in den meisten botanischen Gärten und teilweise auch in Parkanlagen. Es sei in diesem Zusammenhang an die Rolle erinnert, die der *Ginkgo biloba* in Goethes Leben gespielt hat. Als er 1815 seine Vaterstadt Frankfurt besuchte, sah er den Baum im Ziergarten eines Frankfurter Kaufherrn, und er, immer auf der Suche nach der Urform und der Metamorphose der Pflanze, fand sich durch die seltsame Form des Blattes gefesselt. Sie wurde ihm Sinnbild seiner Freundschaft und Liebe zu Marianne von Willemer, der jungen 31jährigen Frau

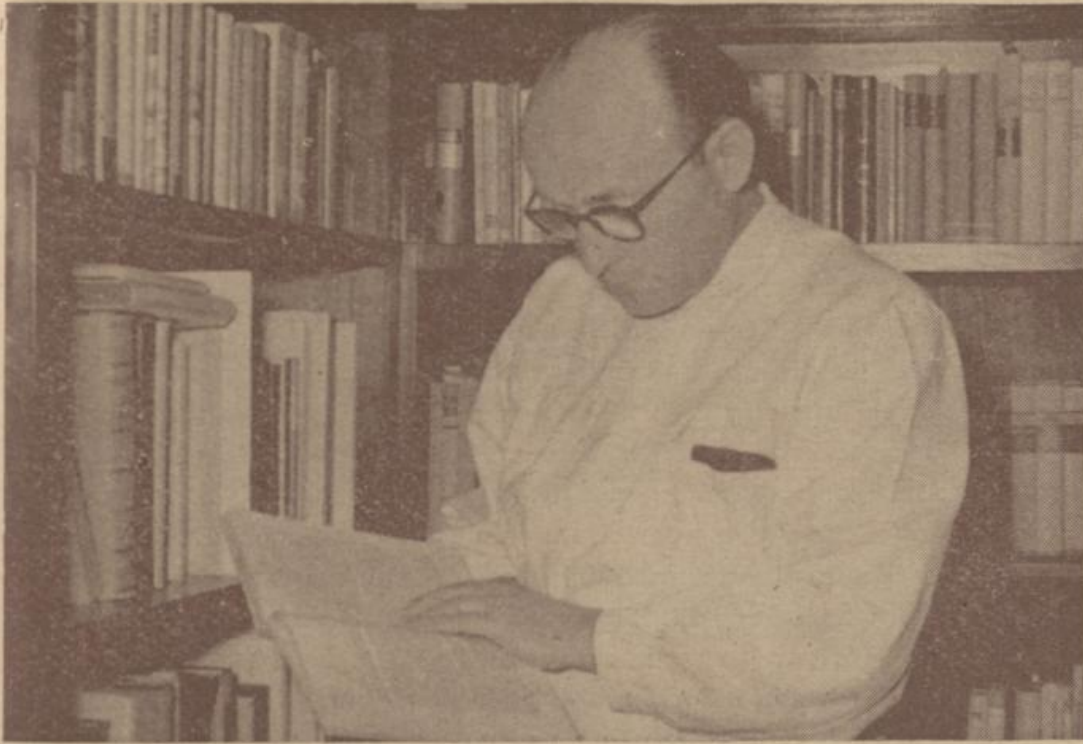
seines Frankfurter Freundes, des kunstsinnigen Bankiers Johann Jakob von Willemer, „Wir saßen“, schreibt Boisserée unter dem 15. September 1815 in sein Tagebuch, „in der schönen warmen Abendluft auf dem Balkon. Goethe hatte der Willemer ein Blatt des Ginkgo biloba als Sinnbild seiner Freundschaft geschickt aus der Stadt. Man weiß nicht, ob es eins, das sich in zwei teilt, oder zwei, die sich in eins verbinden. So war der Inhalt des Verses.“ In dem „Eins und Doppelt“ schien Goethe der geheime Sinn des Blattes zu liegen. Eins und doppelt ist der Liebende in seiner Liebe. Eins und doppelt aber ist auch der Rhythmus, der Pulsschlag des Lebens. Und so fügen sich diese Verse aufs wunderbarste jenem großen Thema ein, um das die Gedichte des „West-östlichen Divans“ kreisen. Wir lassen die Verse folgen:

Ginkgo biloba

Dieses Baumes Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt?

Solche Fragen zu erwidern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?



Unser Dr. Henneberg

Wer jetzt einen Rundgang durch den Park des Perleberger Krankenhauses macht, der wird bei aufmerksamer Betrachtung jeder Einzelheit erkennen, mit wieviel Liebe und Sorgfalt dieses zwar kleine, aber doch wunderschöne Fleckchen Erde gepflegt und gehegt ist. Jeder einzelne Strauch, jede Staude, jede Blume hat ihren Standort nach den Weisungen des Ärztlichen Direktors des Krankenhauses, Herrn Dr. Henneberg, erhalten. In seiner nun fast achtjährigen Tätigkeit hat er mit der gleichen Liebe bei einem außergewöhnlichen Organisationstalent an der inneren Ausgestaltung des Krankenhauses unermüdlich gearbeitet. Die sich nach den Wirren des letzten Krieges überall auftürmenden Schwierigkeiten sind auch seinem Hause nicht erspart geblieben. Herr Dr. Henneberg hat diese Schwierigkeiten mit ungewöhnlicher Zähigkeit und einer oft kompromißlosen Konsequenz ge-

meistert, so daß heute der Ruf des Krankenhauses bis weit über die Grenzen des Kreises hinaus reicht. Er mag oft nahe daran gewesen sein zu resignieren, wenn er, ganz auf sich allein gestellt, ohne jede Hilfe die unermessliche Arbeitsfülle an 180 Krankenbetten und im Operationssaal Tag und Nacht ohne Ablösung leisten mußte und auch die nebenher laufende Verwaltungsarbeit nicht liegen bleiben durfte. Die Arbeit an der Ausgestaltung des Hauses und der Regelung des täglichen Dienstes wurde trotzdem weitergetrieben, immer mit der Blickrichtung auf die wichtigste Aufgabe, kranken Menschen zu helfen, alle vorhandenen und zu schaffenden Möglichkeiten für diese Aufgabe zu erschöpfen. Nebenher war er dauernd bemüht, seine Tätigkeit durch intensives Studium der Literatur den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft anzupassen und vor allem den Erkenntnissen der Pawlow'schen Lehre in seinem Hause Eingang zu verschaffen. So ist das Perleberger Krankenhaus am Ende der ersten 50 Jahre seines Bestehens zu einer Einrichtung unseres demokratischen Gesundheitswesens geworden, auf das die Einwohner unseres Kreises stolz sein können. Sie dürfen der festen Überzeugung sein, daß Herr Dr. Henneberg auch in Zukunft um die weitere Verbesserung der Arbeit in ihrem Krankenhause bemüht sein wird, weil er den ihm verliehenen Titel als „Verdienter Arzt des Volkes“ nicht so sehr als Anerkennung für geleistete Arbeit, sondern als eine Verpflichtung betrachtet.

Dr. HENNEBERG, Verdienter Arzt des Volkes

50 Jahre Krankenhaus Perleberg, Bergstraße

Noch in später Nacht leuchtet hinter manchem Fenster des großen Gebäudes in der Bergstraße Licht, und erst der Morgen bringt es zum Verlöschen. Tag und Nacht herrscht im Perleberger Krankenhaus die Arbeit, die dem Leben und der Gesundheit unserer Mitmenschen gilt. Es gibt wohl keinen Perleberger und nur wenige Bewohner unseres Kreises, die den für unsere Kreisstadt so wichtigen Bau des Krankenhauses nicht kennen. Die strengen Linien der Vorderfront des Hauses werden durch die überdachte Anfahrt mit dem darüber liegenden blumengeschmückten großen Balkon, sowie durch gärtnerische Anlagen aufgelockert. Man sieht die Bemühungen, dem Gebäude einen persönlichen Charakter zu geben.



Altes Siechenheim in der Uferstraße

Wer als Kranker oder Besucher Gelegenheit hat, den kleinen Garten hinter dem Haus und auf dem Wirtschaftshof zu betreten, wird an den vielen beschaulichen Plätzen seine Freude haben. Und er wird zum Verweilen veranlaßt, mag auch unsere Kleinbahn mit überheblichem Pfeifen und Läuten zuweilen die Ruhe stören. Der Prignitzer weiß um die Nähe der Eisenbahngleise und trägt dieses Kuriosum mit Gleichmut. Er genießt den schönen Frühlings- oder Sommerabend, den der Garten ihm schenkt, und dieser oder jener alte Perleberger kann uns von der Vergangenheit des Krankenhauses berichten. Verweilen wir also in seiner Gesellschaft und hören ihm zu, während die Vögel das Abendlied singen und mit weichem Flügelschlag die Fledermäuse um uns ihren Reigen tanzen. Später wollen wir noch vergilbte Aktenbündel zur Hand nehmen und Rückschau in die alte Zeit halten, die wirklich nicht immer die „gute“ war.

Und wir hören und lesen: Als 1850 Militär nach Perleberg verlegt wurde, hatte die Stadt ein Lazarett für 25 bis 30 Kranke einzurichten, das dann auch im Hause Wilsnacker Straße 111 untergebracht wurde. Dieses Gebäude mußte bis 1905 als Krankenhaus den Ansprüchen der Kreisstadt ge-

nügen. Für unsere heutigen Begriffe waren Unterbringung und Versorgung der Patienten unzureichend und man liest von Dingen, die anekdotenhaft erscheinen: von der Wärterin, die Stücke aus einem Totenkleid schnitt, um daraus Kleider für ihre Kinder zu schneiden, die sich dann für ihr Vergehen damit rechtfertigte, die Leiche hätte sonst nicht in den zu kleinen Sarg gepaßt, und von dem Wärter, der Kranke auf seinem Acker arbeiten ließ, da der Arzt ja ihnen Beschäftigung verordnet hätte. Und dann wird von der Enge des Hauses berichtet. Viele Aktenseiten werden ausgefüllt von Plänen, von dem Für und Wider um einen Krankenhausneubau. Und damit kommen wir zu einer wichtigen Erscheinung: Wie ein roter Faden zieht sich durch die Geschichte des Perleberger Krankenhauses der Platz- und Bettenmangel. Auch heute stehen wir wieder vor dem ersten und schwer zu lösenden Problem der Unterbringung unserer Patienten.

Doch hören wir erst einmal, was von dem Neubau erzählt wird, der in der Bergstraße errichtet wurde. Nicht weniger als 10 Plätze wurden von der Baukommission vorgeschlagen. Um nur einige zu nennen: Der Fliederhain an der Feldstraße, die Wilsnacker Straße in der Nähe des Bahnüberganges — für die Eisenbahn scheinen die Baukommissionen immer eine Zuneigung gehabt zu haben — die Eichenpromenade, die Bleiche, wo jetzt die Knabenschule steht, die Wittenberger Straße, Ecke Lanzer Chaussee, der Exerzierplatz in der Lindenstraße wurden in Erwägung gezogen. Schließlich wurde mit Geldzuschuß des Kreises der Bau des Gebäudes in der Bergstraße am 28. September 1903 in Angriff genommen, und am 6. März 1905, also vor 50 Jahren, wurde das neuerbaute Krankenhaus der Stadt Perleberg feierlich eingeweiht.

Es folgten nun Jahre, in denen sich die ärztliche und pflegerische Betreuung der Patienten verbesserte. Den alten Perlebergern wird der Name des Sanitätsrates Dr. Lohaus noch bekannt sein, der als erster Chefarzt des Krankenhauses jahrzehntelang tätig war. An fachlichem Personal arbeiteten nur acht Schwestern in dem neuen Haus. — Die Raumnot war nur für einige Zeit behoben. Die Stadt Perleberg entwickelte sich weiter, wenn auch nicht durch Schaffung neuer Handwerksbetriebe oder größerer Produktionsstätten, so doch durch die Vergrößerung der Garnison. Wenn auch in einem Magistratsbeschuß vom 24. Januar 1905 festgestellt worden war, daß das Krankenhaus nur für den Stadtbedarf errichtet worden sei, so ließ sich die Aufnahme von Patienten aus dem Kreisgebiet nicht umgehen. Mit 60 Betten war die Belegungsmöglichkeit des Hauses angegeben. Diese reichten bald nicht mehr aus. So begann wieder ein Planen und Beraten, ein Verneinen und Bejahen von verschiedenen Projekten. Man entschloß sich zu einem Erweiterungsbau, der an das vorhandene Gebäude sich anglie-



Erstes Krankenhaus in der Wilsnacker Straße

dern sollte. Und so wurde auch der Plan ausgeführt. Am 29. Oktober 1938 war das neue Haus nach 16monatiger Bauzeit fertig gestellt. Damals bot der Altbau in seinen gänzlich anderen Formen neben dem klarlinigen Neubau ein wenig harmonisches Bild. Aber auch dieses wurde ausgeglichen, denn von 1939 bis 1940 wurde die Fassade des alten Hauses dem neuen angepaßt und schließlich auch der Durchbruch zu dem Erweiterungsbau vollzogen. Jetzt konnten 130 Patienten aufgenommen werden. Das Krankenhaus bot ein schönes Bild, die Großzügigkeit der Einrichtung wurde gebührend herausgestellt und auch bewundert. Eine besondere Attraktion war die sogenannte „Fernmeldeanlage“, von der die Zeitung erklärt, sie sei „nach dem neuesten Stand der Technik in jeder Einzelheit“ angelegt worden. Es handelt sich hierbei um die noch heute im Gebrauch befindliche Lichtrufanlage, die dem Patienten das Herbeiholen einer Schwester durch ein Lichtsignal ermöglicht und das bisher recht störende Klingelgeräusch vermeiden läßt.

Der Erweiterungsbau in der Bergstraße, der die Möglichkeit für einen gleich großen Anbau in Richtung zur Karlstraße gab, fand zunächst mit

der Einrichtung des Waschküchengebäudes seinen Abschluß, das Anfang des Jahres 1942 in Betrieb genommen werden konnte.

Der Krieg, das unheilvollste und doch vermeidbare Ereignis im Leben der Völker, hemmte die Weiterentwicklung des Perleberger Krankenhauses. Zwar kam es nicht zu Zerstörungen an dem Gebäude, es konnten aber betriebliche Schäden nicht ausgebessert werden, die ärztliche und pflegerische Betreuung der Patienten erfuhr eine Einbuße, Verpflegungsnöte traten auf. Nur langsam erholte sich der Betrieb. Die Jahre 1945—1947 ließen bedenkliche Lücken in der Arbeit des Krankenhauses erkennen, die fachliche und pflegerische Versorgung der Patienten war unbefriedigend. Wir wissen auch, daß die „zustehenden“ Scheiben Brotes einzeln an die Kranken verausgabt wurden, daß die Suppen nur dünn und die Fleischrationen bedenklich klein sein konnten. Es bestanden Schwierigkeiten in der Versorgung mit Medikamenten, Verbandstoffen und Instrumenten. Aber langsam und stetig brachte der Kampf um den Neuaufbau unseres Vaterlandes auch dem Gesundheitswesen Erfolge. Der neuerstehende Staat der Arbeiter und Bauern betont besonders die Sorge um den kranken Menschen. Die ernstesten Bestrebungen der Krankenhausleitung um Weiterentwicklung des Hauses wurden tatkräftig unterstützt, und bereits 1949 war der Stillstand in der Bergstraße überwunden, und es ging mit neuen Kräften und Plänen vorwärts.

Das Vertrauen der Bevölkerung zu dem Krankenhaus wuchs, und die Belegung wurde immer stärker. So trat wieder der traditionelle Platzmangel auf. Noch 1949 wurde deshalb mit dem Ausbau der auf der Rückfront des Hauses befindlichen Veranden zu Krankenzimmern begonnen. Am 3. Mai 1950 wurde der Neubau in Angriff genommen, der sich an die Südseite des Hauses an Stelle der alten Isolierstation, die den Forderungen einer neuzeitlichen Hygiene nicht mehr Genüge leistete, anschließen sollte. In drei Stockwerken kann der Anbau 50 Betten aufnehmen, im Erdgeschoß werden Werkstatträume eingerichtet, und ein zweiter Kulturraum, die „Klausen“, entstand aus einem Kohlenkeller, auf dem Dach befindet sich ein Garten, der den Schwestern zur Erholung von der Arbeit dienen soll. Unter Ausnutzung aller Räume können schließlich 241 Patienten im Krankenhaus untergebracht werden.

Es gab viele Schwierigkeiten, bei denen die Materialbeschaffung nicht zuletzt zu nennen ist. Aber unverzagt und mit der Unterstützung durch Solidaritätsarbeit der Einwohner Perlebergs und der Belegschaft wurde der Bau zur glücklichen Vollendung geführt. Am 1. Mai 1952 wurde er seiner Bestimmung übergeben.

Das Krankenhaus verfügt, nachdem bereits 1948 unter fachärztlicher Lei-



Krankenhaus Bergstraße 1905

tung eine geburtshilflich-gynaekologische Abteilung eingerichtet war, durch Unterbringung einer ophthalmologischen Abteilung im Neubau nunmehr über drei Fachabteilungen, von denen die Chirurgie-Abteilung mit 164 Betten den größten Raum einnahm.

Die Zahl der Patienten stieg von Jahr zu Jahr. Fanden 1948 2747 Kranke ihre Aufnahme, so waren es 1954 4731 Patienten, die dem Krankenhaus sich anvertrauten. 1948 erblickten 201 Kinder im Perleberger Krankenhaus das Licht der Welt, 1954 waren es bereits 541 Neugeborene. Moderne Operationsanlagen und Behandlungsmöglichkeiten gestatten es, daß fast sämtliche großen Operationen ausgeführt werden können. Die fachliche Arbeit findet ihren Niederschlag in den vierwöchentlichen Demonstrationsabenden im Krankenhaus, welche die Ärzte des Kreises und der Krankenanstalten zur gemeinsamen Arbeit vereinen.

Es findet sich noch vieles in den Akten, was erwähnenswert wäre, und auch unser alter Perleberger auf der Gartenbank weiß noch mehr zu er-

zählen. Wir wollen uns aber begnügen und nur noch daran erinnern, daß in unserem Krankenhaus ein Kindergarten eingerichtet wurde, in dem die kranken Frauen ihre Jungen oder Mädels unterbringen können. Wir nehmen damit den Müttern eine große Sorge ab und haben es erreicht, daß manche Patientin das Krankenhaus zur rechten Zeit aufsucht, die sonst nicht oder verspätet ihr Leiden hätte behandeln lassen. Nun kann sie bei einem Blick durch das Fenster ihr Kind unter fürsorglicher Aufsicht auf dem Rasen gegenüber dem Krankenhaus spielen sehen und weiß es in guten Händen. Denn selbstverständlich werden die Kinder ärztlich überwacht und von der Krankenhausküche gepflegt.

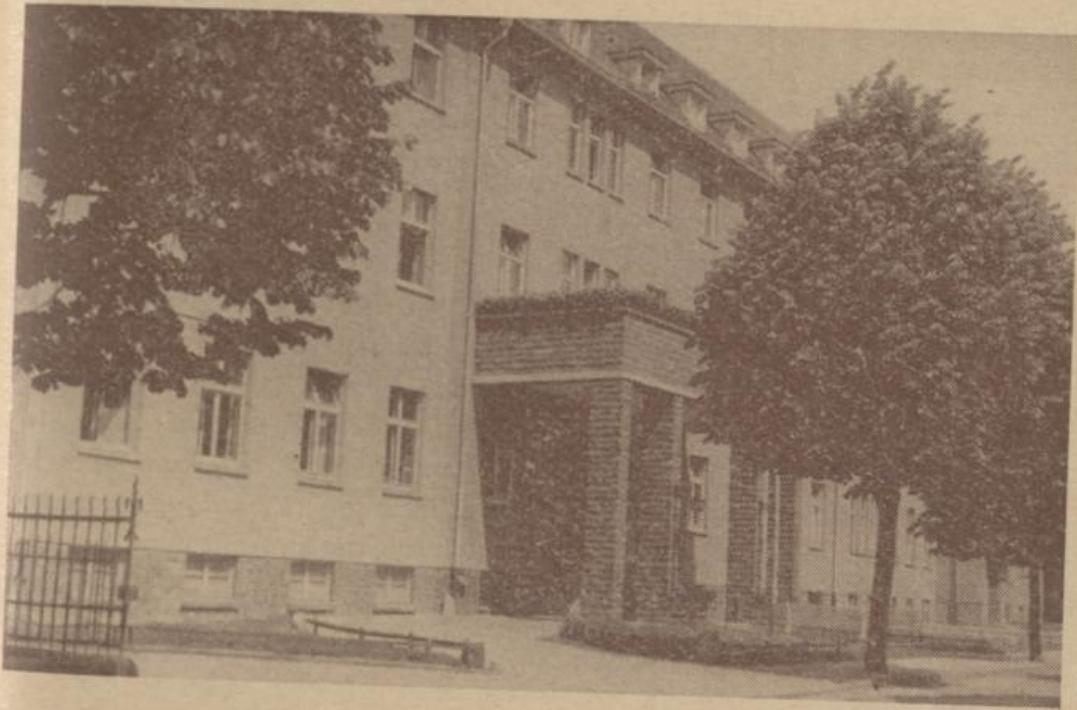
Wir wollen auch daran denken, daß das Krankenhaus einen schönen Kulturraum besitzt, der aus einem Trockenboden entstanden ist. Hier finden sich fast an jeden Abend lerneifrige Menschen zusammen, sei es bei einem Kursus des Deutschen Roten Kreuzes oder zu einer musikalischen Unterrichtsstunde oder zur Arbeit über gesellschaftliche Fragen.

Ja, es geht vorwärts in unserer Arbeit! Aber der rote Faden, der sich durch die nun 50jährige Geschichte des Krankenhauses in der Bergstraße zieht: der Platzmangel, ist z. Zt. eine schwere Sorge für Betriebsleitung und Belegschaft. Seit Januar 1953 bilden Krankenhaus Bergstraße, die Poliklinik in der Bäckerstraße und die Innere Abteilung in der Reetzer Straße eine Funktionseinheit: die Krankenanstalten Perleberg.

Die Arbeitsaufgaben sind hierdurch größer geworden, auch die Zahl der zu versorgenden Patienten wird ständig höher. Die Innere Abteilung, die in z. T. unzulänglichen Baracken untergebracht ist, reicht schon lange nicht mehr für die Kranken aus. Gemeinsame, sehr eindringliche Bemühungen der Betriebsleitung haben es erreicht, daß ein neues Wirtschaftsgebäude in der Reetzer Straße errichtet wird. Eine sehr leistungsfähige moderne Röntgen-Abteilung konnte bereits zu Beginn des Jahres in Betrieb genommen werden, aber der Bettenmangel ist noch nicht behoben. So mußte zu einer Notlösung gegriffen werden und das frühere Terrassen-Hotel in der Wittenberger Straße als Hilfskrankenhaus dienen. Am 6. Juni 1955 wurde diese Einrichtung ihrer Bestimmung zugeführt. 55 Patienten können dort Aufnahme finden. Damit stehen den Krankenanstalten insgesamt 441 Betten zur Verfügung.

An vier verschiedenen Stellen der Stadt liegen nunmehr die Arbeitsplätze. Hierdurch wird die Arbeit recht erschwert.

Aber in treuer Pflichterfüllung ist die Belegschaft bemüht, dem kranken Menschen zu dienen und eine Arbeit von hoher Qualität zu leisten. Diese Sorgen mag auch unser alter Perleberger auf der Gartenbank hören. Dann macht er uns vielleicht noch die Freude mit einem Bericht: Er habe



an einem ähnlichen Abend einmal neben einem westdeutschen Patienten
gesehen, der, wie so häufig, nach einem Unfall oder einer plötzlich ein-
getretenen Erkrankung die Hilfe des Perleberger Krankenhauses in An-
spruch nehmen mußte. Und dieser habe ihm erzählt, daß er erfreut wäre,
selbst zu erleben, mit welchem Bemühen in unserer Republik die kranken
Menschen behandelt würden. Und dieses wolle er auch jenseits der Zonen-
grenzen berichten. —

Doch es wird Abend, und es ist Zeit, in das Haus zu gehen. Und wieder
flammen die Lichter auf, die von der Arbeit künden, die in der Berg-
straße für das Wohl der Menschen geleistet wird. Auch die Akten werden
verschlossen. Arbeit und neue Pläne sind zu vollenden.



WITTENBERGE

gestern und heute

Liebe Heimatfreunde!

Das Redaktionskollegium unserer Zeitschrift „Unsere Heimat“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, allen Heimatfreunden die Geschichte der Stadt Wittenberge nahezubringen. Wir wissen, daß hierfür in weiten Kreisen unserer Bevölkerung ein großes Interesse vorhanden ist, und daß auch Sie selbst vieles Schöne und Wissenswerte über unsere Stadt berichten können. Wir wären sehr erfreut, wenn Sie Ihre Beiträge (Erzählung, Bericht, Notizen und Bildmaterial) an uns senden würden, die sich mit dem Werden und Wachsen der Stadt Wittenberge befassen.

Wir beginnen heute mit der nachfolgenden Betrachtung.

ERWIN LADEMANN

Über den Dächern

Lange habe ich diesen Tag herbeigewünscht, und heute stehe ich endlich auf dem Turm des Wittenberger Rathauses. Meine Hände umfassen das Schutzgitter, meine Blicke schweifen über die Stadt, über die vielfarbigen Dächer, über das Land, das vom Sonnenlicht überflutet ist. Unter mir, vor dem neuen Wohnblock am Rathaus gehen kleine Menschen. Dort ein Radfahrer, hier ein Postbote, der in dieser Morgenstunde die Grüße aus fernen Orten und Ländern in unsere Stadt bringt. Sie alle ahnen nicht, daß meine Augen mit ihnen wandern, niemand weiß, daß mich dieser Augenblick, da ich meine Heimatstadt in ihrem ganzen Ausmaß betrachten kann, glücklich macht.

Sanft ist dieser Tag. Ein seidiger Wind umflattert den Turm. Wie schmale Bänder ziehen sich die Straßen durch die Stadt, eingerahmt vom leuchtenden Grün der Bäume, das sich in nordwestlicher Richtung über Friedhof und Park bis an den Stadtrand weitet. Aus dieser Fülle an Grün ragt der Wasserturm heraus, eine Backsteinsäule mit einem grauen Kopf. Zu seinen Füßen liegt der alte Schützenplatz, ein Anziehungspunkt in unserer Kindheit. Noch heute sehe ich die Karusselle, die Rutschbahnen, die Zucker-

buden, höre die Drehorgeln tröten: „... und sollt ich im Leben ein Madel mal frein ...“ Wir sangen immer kräftig mit und verkleisterten uns dabei die Nasenlöcher mit Zuckerwatte. Wir krochen unter das Kettenkarussell und suchten nach den Groschen, die durch die Ritzen des Bretterbelags in den Sand gerollt waren. Wir kugelten uns mit den Mädchen um die Wette durch die rotierende Tonne, aber ans Freien dachten wir nicht. Einen habe ich in Erinnerung, der auf diesem Rummel niemals fehlte: Der billige Jacob! Unter größtem Stimmenaufwand bot er dem Publikum Spitzenband, Regenschirme, Hosenträger, Pfeifen und Scheren, Artikel, die schnell gekauft wurden, spottbillig!

„Drei Meter Plauener Spitze, bitte!“ rief eine Dame.

Jacobs Goldzähne blitzten. „Bitteschön, bittesehr, meine Tochter!“

Er nahm sogleich mit der Elle maß. „Ein Meter, zwei Meter, drei Meter, und weil du es bist, Lieschen, noch ein halbes Meter gratis dazu!“

Grückstrahlend trat Lieschen, die in Wirklichkeit Ursula hieß, den Heimweg an. Da hatte sie ein Geschäft gemacht! Erregt breitete sie vor der versammelten Familie die Spitze aus, nahm das Zentimetermaß und zog es über die Länge. Ein Meter, zwei Meter ... Oh, welche Enttäuschung! Bei Jacob waren drei Meter fünfzig genau zwei Meter neunundneunzig lang.

Ja, so war das damals. Inzwischen ist Wittenberge gewachsen, und der Platz wird bald nicht mehr sein. Hin und wieder baut ein Zirkus sein riesiges Zelt und seinen Wagenpark auf. Dann wogt noch einmal das Leben über den sandigen Boden. Stimmengewirr, Geschrei und Musik steigen in die Luft und fliegen hinüber in die große Siedlung am Düsterweg, zum Bentwischer Weg, zu den Neubauten an der Kyritzer- und Weisener Straße und verlieren sich hinter dem Thälmann-Stadion zwischen den Häusern der Siedlung „Vorwärts“. Diese Siedlung ist ein Stück Geschichte unserer Stadt, ein Wahrzeichen der Solidarität und des Fleißes unserer Wittenberger Arbeiter. Man kann sie nicht erwähnen, ohne dabei an Paul Klink und seine 300 mutigen Kollegen zu denken, die im Jahre 1923 von der Planung zur Ausführung schritten. Aus dem Nichts heraus schufen sie diese Häuser, gute Heimstätten, in denen man sich wohlfühlen kann.

Mein Blick geht in die östliche Richtung, dorthin, wo auf blanken Stahlbändern die vielachsigen Züge den Bahnhof Wittenberge verlassen. Die Lokomotiven ziehen zischend und fauchend an den dunklen Gebäuden des Reichsbahnausbesserungswerkes vorüber, Güterzüge, D-Züge, schnell und schwingend, nach Magdeburg und Berlin, nach Schwerin und Perleberg, nach Hamburg, der schönen Stadt an der Elbmündung, der wir so sehr verbunden sind. Nach Westen, zu unseren Schwestern und Brüdern, die eins mit uns sind, wie wir mit ihnen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts

wurden die Schienen gelegt, um den Handels- und Reiseverkehr zu erleichtern und die Städte zu verbinden. Im 20. Jahrhundert erdreisten sich die Söldlinge eines anderen Kontinents, diese Verbindung zu stören, indem sie eine widernatürliche Grenze errichteten. Wer ein Deutscher ist, wird gegen die Machenschaften solcher Eindringlinge und Friedensstörer kämpfen. Wir werden sie hinauswerfen. Das weiß ich, und ich glaube daran.

Drei Gebäude heben sich vor meinen Augen aus der Massierung der Häuser: Die Oberschule, das Krankenhaus und die Jahnschule. Das letzte Gebäude trägt den Namen unseres Friedrich Ludwig Jahn, des Sohnes unserer Prignitzer Heimat, geboren im Jahre 1778 im Dorfe Lanz bei Lenzen. Ein Mann, der sein Leben der sportlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend widmete, der 1813 für die Freiheit unseres Vaterlandes gegen den Despoten Napoleon ins Feld zog.

In der Nähe der Schule liegt der Platz der Republik. Ich kann ihn nicht sehen, aber ich denke an ihn, wie man an ein gutes, altes Stück Heimat-erde denkt, das uns in der Jugend den Wittenberger „Rübezahl“ bescherte.

„Rübezahl“ nannten wir den Butterhändler Seidel aus der Bürgerstraße, der Sommer und Winter im dünnen Hemd, das seine breite Brust freigab, unbestrumpft und auf „Jesuslatschen“ dahergestampft kam. Immer trug er einen breitrandigen Hut, und sein großer, wehender Bart verlieh ihm noch mehr das Aussehen eines Waldgeistes. Wenn wir die Schulstunden hinter uns gebracht hatten, dann eilten wir zum Markt, umschlichen Seidels Bude, spähten heimlich und verstohlen durch die Öffnungen der Zeltplane und betrachteten verwundert seine nackten Füße, die ihm anscheinend nie kalt wurden, während uns schon der Frost die Ohren zwickte.

Vor mir liegt die Stadt, die ihr Gesicht innerhalb eines Jahrhunderts so sehr wandelte. Wenn ich nach Süden blicke, sehe ich die Altstadt mit ihren kleinen, windschiefen Häusern, die engen Gassen, das Gaswerk und die Schulen, die Kirche und die „Alte Burg“, Lagerhäuser, Kräne und Fabriken, den stählernen, schlanken Leib der Elbbrücke und das Silberband des Flusses, leuchtend und gleißend vor dem Grün des Altmarkufers, breit und behäbig, gewaltig.

Das Steintor grüßt herüber und dahinter die Burg- und Steinstraße und die Planken.

Ich muß an Theodor Körner denken. Von Havelberg kommend, zog er am 7. Mai 1813 mit der 4. Kompagnie der Lützower Jäger in Wittenberge ein. Im Hause Burgstraße 7 nahm er Quartier und wohnte dort bis zum 9. Mai. Später zog er mit seinen Jägern weiter, in die Altmark, nach Thüringen, wo er verwundet wurde. Nach seiner Genesung kam er in die Gegend von Büchen und fiel am 26. August im Gefecht bei Gadebusch.

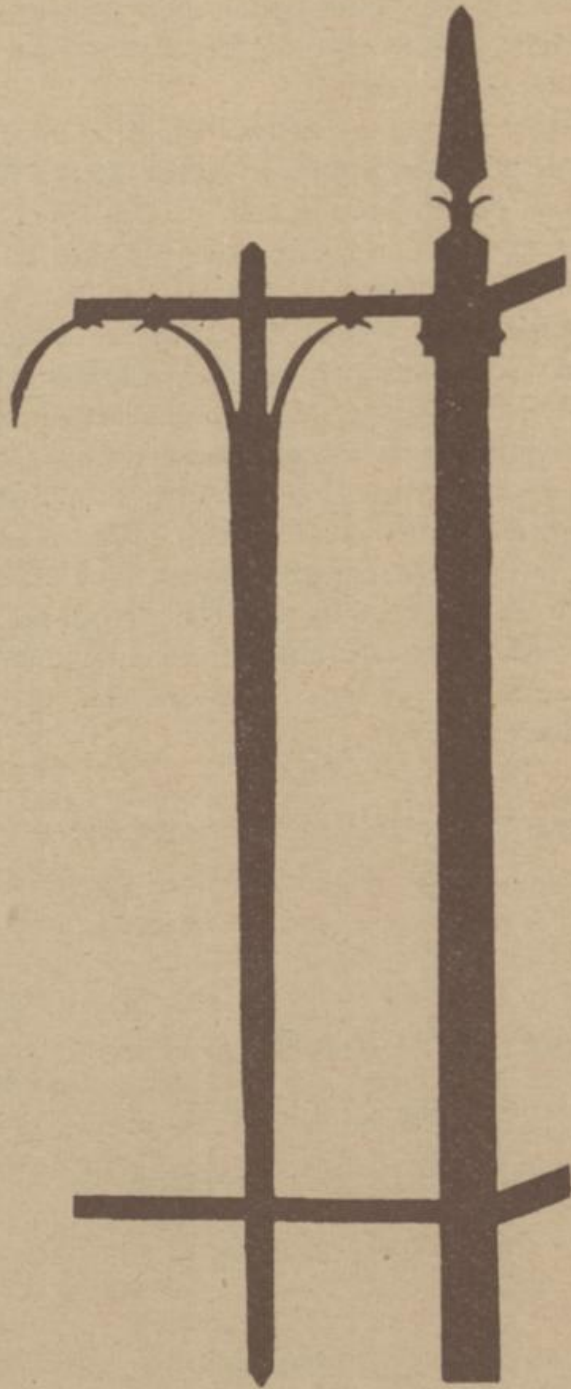
In Wöbbelin, an der Straße von Ludwigslust nach Schwerin, haben ihn seine Kameraden zur letzten Ruhe gebettet. Theodor Körner, Dichter und Soldat, Sänger der schwarzen Freischar!

Fern stehen die mächtigen Schlote des Zellwollwerks, hoch ragt der Turm des Nähmaschinenwerks über den sagemumwobenen Hügel. Klar kommen die Umrisse der Ölwerke. Rauchfahnen quillen aus den Essen dieser Fabriken, die jetzt uns gehören, in denen unermüdlich geschafft wird. Tausende fleißiger Hände regen sich dort Tag für Tag, bauen und formen unsere Republik, arbeiten voraussehend für ein neues Deutschland. Der Wind trägt das Klopfen von Niethämmern herüber, er bringt das Surren und Stampfen der Maschinen, die Signale der vorbeiziehenden Schiffe.

Vielfältig ist das Leben in unserer Stadt. Morgens erwacht es, brandet über den Tag, legt sich, wenn der Abend kommt. Unendlich sind jedoch die Impulse, die es ständig neu empfängt. Und um unsere Stadt das weite Land. Schön ist es, so in die Ferne zu schauen. Ich sehe die Kirchen von Perleberg und Wilsnack, die Plattenburg und den Höhenbeck bei Lenzen. Ich schau über unsere Stadt, die so nüchtern anmutet und doch voller Geheimnisse ist, unsere Stadt, die eine Geschichte hat, und von dieser Geschichte wollen wir berichten.

*Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer,
ihr Tadler des Schwachen,
habt ihr das Treffliche denn auch
zu belohnen ein Herz?*

FRIEDRICH SCHILLER



Geplantes handgeschmiedetes Schutzgitter für den Perleberger Roland
Entwurf (Schwert- und Speermotiv) von Dr. Ratig-Perleberg

Der Rat der Stadt Perleberg bittet um Einreichung weiterer Entwürfe



Ansicht nach der Fertigstellung

AUS DER ARBEIT DES KULTURBUNDES

Die Arbeit der Ortsgruppe Perleberg im ersten Halbjahr 1955

Ich lüge bewußt, wenn ich diesem Abriß die Überschrift voranstelle „Arbeit im ersten Halbjahr 1955“, denn da ich diese Zeilen schreibe, ist der Juni gerade zögernd aufgestiegen, und das vorgesehene Arbeitsprogramm ist noch nicht erfüllt, aber das, was noch folgen wird, kann das bisherige Ergebnis höchstens quantitativ, kaum aber mehr qualitativ wesentlich beeinflussen. Aber die Redaktion drängt, der Artikel soll vorliegen, und ich werde auch darin meine Pflicht erfüllen, obwohl ihn abzufassen diesmal nicht ganz einfach sein wird, und der unbefangene Leser wird so etwas wie Eigenlob vermerken, da ich leider auch einiges über mich selbst zu schreiben habe. Immerhin, ich werde mich bemühen, behutsam zu Werke zu gehen, so daß es niemanden weh tun wird, und das Eigene bescheiden genug bleibt.

Und ich muß dieses Eigene sogar vorausschicken, denn mit ihm begann das Jahr, nein, nicht das Jahr, sondern die Reihe der größeren Veranstaltungen, die in diesem Halbjahr ein recht eigenes Gepräge hatten.

Im März, noch schneite es, fand ein Abend „Dichtung und Musik“ statt, den ich im Rahmen der Gesamtdeutschen Arbeit gemeinsam mit Frau Gerda Bodenstein-Köln, gestaltete. In der Umrahmung von Klavierwerken Schumanns, Schuberts und Chopins las ich eigene Lyrik und Prosa. Wenn ich den Äußerungen der 117 Zuhörer und den Pressenotizen Glauben schenken darf, so war dies ein Abend voll schönen Erlebens und einer guten Leistung.

Ende März zeigten die Brüder Fraedrich an zwei aufeinander folgenden Abenden ihre neue Lichtbildreihe „Kamerajagd in Busch und Tann“, die nicht den erwarteten Zuschauerkreis fand, die aber leistungsmäßig sehr gut gestaltet war. Ende April gab es dann ein restlos ausverkauftes Haus, als unser Bundesfreund Albert Hoppe eine Lichtbildreihe „Die Prignitz und ihre alte Hauptstadt Perleberg“ zwei Abendstunden füllen ließ.

Die popularwissenschaftlichen Vorträge „Dürer“ am 20. Mai und „Alle Menschen werden Brüder“ am 27. Mai fanden vor einem interessierten Zuhörerkerkreis statt, so daß auch hier positive Ergebnisse gezeitigt wurden. Im Rahmen der Gesamtdeutschen Arbeit wurde am 12. 4. eine Museumsführung mit westdeutschen Besuchern durchgeführt.

Das Schillerkomitee, unter maßgeblicher Beteiligung unserer Organisation, führte eine gelungene Feierstunde zum Gedenken Friedrich Schillers durch. Ein Vortrag des Dramaturgen vom Staatstheater Schwerin, Dipl. phil. Gerd Richter, über Leben und Werk des Dichters wurde durch Rezitationen aus Werken Schillers, dargeboten durch Schauspieler August Hütten, zum Mittelpunkt der Gedenkstunde. Der Perleberger Frauenchor hatte sich bei

der Auswahl des Programms schwierige Aufgaben gestellt, deren Lösung Anerkennung verdient. Das Laienorchester vom Rat des Kreises half mit, der morgendlichen Feierstunde ein festliches Gepräge zu geben.

Erwähnt werden muß auch diese Zeitschrift, die im April ins Leben gerufen wurde, und die von dem Geschehen aus unserer Heimat und dem Kulturleben berichtet. Ich will nur hoffen, daß sie noch recht viele Leser findet und ihre Aufgabe, die Heimatliebe zu wecken und unsere Kultur zu entwickeln, in immer zunehmendem Maße erfüllen wird.

Nach wie vor nimmt die Sektionsarbeit in der Ortsgruppe Perleberg breiten Raum ein:

In der Arbeitsgemeinschaft Musik führte Bundesfreund Zabel seine Arbeitsreihe „Cellomusik“ fort. Diese Abende weisen ein hohes Niveau auf, zumal Zabel es versteht, die Werke den Hörern auch durch erläuternde Worte nahezubringen.

Die Arbeitsgemeinschaften „Bildende Kunst“ und „Philatelie“ haben regelmäßig gearbeitet. Ganz im stillen ist eine Arbeitsgemeinschaft „Photofreunde“ aus der Taufe gehoben worden. Wir werden sehen, wie sich hier die Dinge entwickeln werden und welche Lebensmöglichkeiten in dieser Arbeitsgemeinschaft stecken.

Gute Arbeit leistete auch die Arbeitsgemeinschaft „Literatur“. Sie brachte insgesamt 9 Vortragsabende. An manchen Abenden gab es erregte Diskussionen, andere wieder blieben allein durch den Vortrag wirksam. Erwähnt werden müssen hierbei einige Abende, die sich neben die besten aus dem bisherigen Arbeitsgebiet der Sektion stellen. „Expressionismus in der Literatur“, „Friedrich Schiller — Mensch und Werk“, Victor Hugo: „Dreißig und neunzig“ und Thomas Mann: „Werden und Werk“ können wohl als Merksteine einer guten Arbeit gewertet werden.

Die Vogel- und Aquarienfremde bereiteten liebevoll ihre Ausstellung vor, die vom 21. bis 23. Mai stattfand.

Diese Ausstellung war wissenschaftlich gut fundiert und fand überall Anerkennung, die ihr gebührte.

Daß neben diesen Veranstaltungen die Verwaltungsarbeit nicht liegen blieb, versteht sich von selbst. Nur eines ist immer wieder zu bemängeln. So gut der Besuch bei den einzelnen Arbeitsgemeinschaften ist, so schlecht ist er bei den Jahresversammlungen. Man gewinnt den Eindruck, als ob für verwaltungsmäßige Angelegenheiten kein Interesse vorhanden sei, und dennoch ist auch das wichtig. Die Jahres-Hauptversammlung beschließt ja immerhin die Arbeit des Jahres. Wie aber will der einzelne zur Verbesserung der Arbeit beitragen, wenn er selber es nicht für nötig hält, sich an der Jahresversammlung zu beteiligen.

Das Gesamtergebnis des ersten Halbjahres ist als gut anzusprechen. Es konnte eine recht hohe qualitative Linie gewahrt werden. Die Besucherzahl hat bislang nahezu die Besucherzahl des Gesamtjahres 1954 erreicht,

wobei wir selbstverständlich die Zahl der Ausstellungsbesucher ausnehmen, da durch sie der Vergleich ohnehin hinken würde.

Für das nächste Halbjahr kann bereits jetzt verraten werden, daß wahrscheinlich im September eine Ausstellung der Philatelisten durchgeführt wird. Die Arbeitsgemeinschaft Literatur wird wieder zwei nebeneinander laufende Zyklen bringen. Fortgesetzt wird die Reihe der popularwissenschaftlichen Vorträge. Termine für größere öffentliche Veranstaltungen sind bislang noch nicht festgelegt.

Alle unsere Freunde aber bitten wir: Achten Sie auf unsere Aushänge in den Aushängekästen in der Wittenberger- und Puschkinstraße sowie auf die Aushänge im Café Voigt. Alsdann aber auch: Gehen Sie nicht mit geschlossenen Augen durch unsere Stadt. Immer wieder hört man: „Hätte ich das gewußt, ich wäre bestimmt gekommen.“ — Nun, es hängen fast an allen Ecken Plakate. Man muß sich nur die Mühe machen, sie sich einmal anzusehen. Das mag aber auch für die gelten, die immer wieder sagen: „In Perleberg ist überhaupt nichts los, es gibt keinerlei geistige Anregungen.“ Doch die gibt es, man muß sich nur ein wenig darum kümmern.

V. RÖNNE

HINNEBURG-HOPPE

Ein seltener Fang

Angleridyll bei Kreuzburg

Das Anglerparadies unseres Heimatkreises ist bei Kreuzburg. Nicht etwa, weil man dort fängt, sondern der Landschaft wegen. Die Stepenitz schlängelt sich dort durch ein liebliches Tal, und auf dem hohen Ufer liegt, in Grün eingebettet, das Dörflein. Es hat auch so noch manche Reize. Da ist, nach der Behauptung der Kreuzburger, zwischen der malerisch gelegenen Holzbrücke und den ersten Häusern des Dörfchens der Mittelpunkt der Erde. Zur Nachtzeit hört man dort am alten, zusammengefallenen Backofen in vorgeschrittener Stimmung die Erdachse quietschen. Da ist das Spritzenhaus, in dem, in Ermangelung eines Saales, die Hochzeiten und Tanzvergnügen gefeiert werden. Und da sind auch das alte, unter Denkmalschutz stehende Torhäuschen und das kleine Kirchlein mit dem schlichten

Holztürmchen. So ist das ganze Dorf schon ein Idyll. Was aber mein Freund Erich erlebte, war ein Besonderes.

Erich wohnt zwar in Perleberg, aber er stammt aus Kreuzburg. So ist es verständlich, daß er als passionierter Sportangler mit seinem Gerät besonders oft und gern da hinaus fährt, zumal auch seine Tante da noch wohnt. Sie hat dort ein Grundstück, das mit Garten und Wiese bis zur Stepenitz hinunterreicht.

So zog also Erich eines Sonntags früh wieder hinaus nach Kreuzburg. Er hatte das Rad bei der Tante abgestellt, „guten Morgen“ gesagt und ging dann zur Stepenitz hinunter. Die Fische bissen gut, und als dann bei hochstehender Sonne zum Mittagessen gerufen wurde, konnte Erich bereits reiche Beute aufweisen. Die Angel stellte er in einen Apfelbaum.

Durch den glückhaften Fangtag angeregt, hielt Erich sich nicht lange beim Essen auf. Er strebte wieder seiner lauschigen Angelstelle zu. Als er den Garten hinter der Scheune betrat, hörte er das Mordsgezeter eines Hahnes. Erich beschleunigte seine Schritte, denn es kam ihm vor, als wenn dieses Geschrei hoch oben aus einem der Obstbäume käme. Und tatsächlich: justament in dem Apfelbaum, in den er seine Angelrute gestellt hatte, saß ganz oben der Gockel. Es war der schmucke Italienerhahn, Tantes ganzer

Stolz! Aber er saß da nicht im Baum, sondern er turnte dort herum. Erich war platt. Nun bemerkte er auch, daß der Hahn sogar seine Angelschnur mit nach oben genommen hatte! Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er hatte in der Eile auf Tantes energischen Ruf hin ganz vergessen, den dicken Regenwurm vom Haken zu lösen! Der hatte nun so einen Meter hoch über dem Erdboden gehangen, der Hahn war nach dem fetten Köder gesprungen und saß fest! Da er keine Bande nach unten hin bekommen konnte, war ihm nichts anderes übrig geblieben, als in den Baum zu flattern.

Was nun? Erich zog vorsichtig. Daraufhin ging der Spektakel da oben mit unerhörtem Stimmenaufwand los. Erich schielte nach den Gebäuden, ob nicht die Tante durch diesen Lärm zum Vorschein käme. Aber nichts rührte sich.



So zog er energischer, und unter dem andauernden lauten Protest des Hahnes holte er diesen so allmählig von Ast zu Ast, bis er ihn endlich unten auf dem Erdboden hatte. Erich atmete auf, der Hahn anscheinend auch. Da der Gockel jetzt wieder in seinem gewohnten Element war, sauste er flügelschwingend und mit unvermindertem Geschrei spornstreichs davon. Was blieb Erich übrig, er mußte hinterher, denn die Schnur war bis zum Reißen gespannt. So manchen Hecht hatte er in aufregendem Kampf an Land gebracht, aber nie hatte er so Blut und Wasser geschwitzt wie bei der Bergung dieser seltenen Beute. Immer saß ihm dabei die Angst im Genicke, ob nicht die Tante, durch das Geschrei angelockt, bald um die Scheunenecke herum aufkreuzen würde. Endlich hatte er den Widerstrebenden beim Wickel. Das erste war, daß er ihm den Schnabel zuhielt, damit der Radau aufhöre. Doch nun mußte der Haken heraus. Einfach die Schnur abschneiden ging nicht, denn dann kam die Schandtät eines Tages bestimmt an den Tag. Kaum sperrte er dem Geköderten den Schnabel auf, ging das Gezeter im höchsten Diskant von neuem los, so reterierte Erich, sich scheu umsehend, mit Angelrute und Hahn, letzterem dabei fest den Schnabel zuhaltend, ein Ende weg, bis er außer Hörweite hinter einem Busche saß. Hier ging er nun an die Operation. Der Haken saß sehr tief, aber heraus mußte er. So klemmte Erich resolut den Hahn zwischen die Beine und diesem selbst kurzerhand ein Stück Holz in den Schnabel. Mit vieler Mühe manipulierte er den Widerhaken aus dem Rachen. Es floß reichlich Blut dabei, und der Gockel sah bald aus, als ob er einen Kampf auf Leben und Tod mit einem Nebenbuhler gehabt hätte. Als er schließlich davonflattern konnte, atmete Erich nun wirklich erleichtert auf. Na, das wäre noch mal gut gegangen! aber ein beklemmendes Gefühl blieb doch. Würde Tantes Liebling diese Operation überstehen?

Als er sich am Spätnachmittage von seiner Tante verabschiedete, tat Erich das mit einem schlechten Gewissen, schon deswegen, weil von dem Hahn weit und breit nichts zu sehen war.

Am nächsten Sonntag war mein Freund Erich wieder in Kreuzburg. Als er bei der Tante das Rad abstellte, ging als erstes sein suchender Blick über den Hof. Da sah er zu seiner großen Freude den geangelten Gockel, stolz wie einen Pascha, inmitten seiner Hennenschar, wie er sie in alter Frische betreute und versorgte. Unserem guten Erich fiel ein Stein vom Herzen, und mit der aufrichtigen Freude eines liebenden Neffen konnte er nun mit strahlendem Blick die gute Tante begrüßen. Sie ahnte ja nichts von dem Attentat auf ihren geliebten Kratzfuß! — Und wenn sie dieses liest, wird sie gern Verzeihung üben, zumal sie ihn, den stolzen Italienerhahn, inzwischen selbst gegessen hat.

Das Heft enthält

	Seite
Ullrich Komm: Sonett an einem Sommermorgen (Gedicht)	97
Willy Westermann: Die Schwärmer in und um Cumlosen	98
Hans Koch: Wie man vor 50 Jahren in Groß-Breese Hochzeit feierte	100
Schrubba-Klingner: Der Ginkgobaum	106
Unser Dr. Henneberg	109
Dr. Henneberg, Verdienter Arzt des Volkes: 50 Jahre Krankenhaus Perleberg, Bergstraße	110
Erwin Lademann: Wittenberge gestern und heute Über den Dächern	118
Friedrich Schiller: Tadeln ist leicht . . . (Gedicht)	121
Dr. Ratig: Entwurf eines Schutzgitters für unseren Roland	122
K. v. Rönne: Aus der Arbeit des Kulturbundes	124
Hinneburg-Hoppe: Ein seltener Fang	126

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 3180

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Erwin Lademann,
Hans Seiler

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Juliheft 1955 . Preis DM 0,50

Foto des Titelblattes: „Wittenberge am Rathaus“ . Aufn. Werner Depta

Sämtliche Zeichnungen H. Seiler

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 618-55 - 3645

INDEX

101

102

103

104

105

106

107

108

109

110

111

112

113

114

115

116

117

118

119

120

121

122

123

124

125

126

127

128

129

130

131

132

133

134

135

136

137

138

139

140

141

142

143

144

145

146

147

148

149

150

151

152

153

154

155

156

157

158

159

160

161

162

163

164

165

166

167

168

169

170

171

172

173

174

175

176

177

178

179

180

181

182

183

184

185

186

187

188

189

190

191

192

193

194

195

196

197

198

199

200

101

102

103

104

105

106

107

108

109

110

111

112

113

114

115

116

117

118

119

120

121

122

123

124

125

126

127

128

129

130

131

132

133

134

135

136

137

138

139

140

141

142

143

144

145

146

147

148

149

150

151

152

153

154

155

156

157

158

159

160

161

162

163

164

165

166

167

168

169

170

171

172

173

174

175

176

177

178

179

180

181

182

183

184

185

186

187

188

189

190

191

192

193

194

195

196

197

198

199

200

H
K
K